



Die sieben Worte Jesu am Kreuz

Regionalbischöfin Susanne Breit-Keßler
Ständige Vertreterin des Landesbischofs

14. April 2017, St. Lukas München

Liebe Gemeinde!

Jesus ist zum Tod verurteilt. Man hört noch das Toben der Menschenmasse, die nach dem freudigen „Hosianna“ des Palmsonntags giftig schreit: „Kreuzige ihn!“ Immer wieder wie Peitschenhiebe: „Kreuzige ihn, kreuzige ihn!“ Die Wucht des Hasses überrollt alles. Jesus bleibt zurück. Verurteilt und verdammt, gegeißelt und geschlagen, in einen Purpurmantel gesteckt, mit Dornen gekrönt und als König verspottet. Schließlich hinaus gezerrt – raus aus der Stadt, weg mit ihm, rauf mit ihm ans Kreuz. Die Gewalt triumphiert über die Liebe. Der Tod vernichtet das Leben.

Das Kreuz ist schwer zu ertragen. Jedes Jahr wieder wird erbittert gestritten darüber, ob man den Karfreitag respektieren muss als einen stillen Tag. Ob man wirklich und wahrhaftig an diesem einen Tag von 365 darauf verzichten soll, zu tanzen und sich zu amüsieren. Als ob nicht sonst im Jahr genügend Zeit bliebe, Spaß zu haben und die Leichtigkeit des Seins zu genießen. Merkwürdig ist das – dieser Hohn und Spott wegen unseres Karfreitages und dem Kreuz, unter dem wir ihn feiern. Zumal das Kreuz ansonsten allerorten zum Kulturgut geworden ist und gerne auch schick um den Hals getragen wird.

Nur dann, wenn es ernst wird – wenn es nicht schmückt und ziert, da soll es auf einmal nicht mehr mit seiner eigentlichen Botschaft vernommen werden. Es fordert ja auch heraus.

Das Kreuz als Folterinstrument, mit dem die Justiz des römischen Reiches Hunderttausende zu Tode quälte - unter dem Spott der Soldaten, die den Befehl hatten, das staatlich verordnete Krepieren bis zur letzten Minute zu bewachen. Das Kreuz als Sinnbild für eine irrsinnige Normalität. Menschen erheben sich gegen Menschen, morden im Dienste der Macht: Eine unendliche Geschichte. Davon mag man sich nicht gerne anhaltend erschüttern lassen.

Also lieber Party als innehalten. Denn so muss man es nicht ertragen, dass einem der Atem stockt angesichts dessen, dass in der Elfenbeinküste, im Sudan, in Afghanistan Menschen gefoltert und umgebracht werden. Dass in Syrien Menschen mit Giftgas angegriffen und in St. Petersburg niedergebombt werden. Erstaunlich, dass diese Karfreitage in Russland und im Nahen Osten keine Welle des Mitgefühls mehr ausgelöst haben. Kein „Je suis Chan Schaichun“, kein Pray for St. Petersburg“, keine russischen oder syrischen Nationalfarben über Facebook-Accounts. Am Palmsonntag war es bei Alexandria und Tanta in Ägypten wenig anders.

Es ist wie am Kreuz. Ein paar Frauen weinen. Ein paar Jünger weinen. Das war's dann. Mit der üblichen zynischen Unauffälligkeit ist wieder einer hingerichtet worden: Das ist das Kreuz. Mag sein, dass Putin-Land einem nicht liegt und das, was in Syrien geschieht, eh Normalität ist. Wir sind an solche Nachrichten gewöhnt. Aber darauf verweist ja das Kreuz Christi gerade: Auf diesen täglichen Wahnsinn, den Menschen Menschen antun. Darauf, dass das eben nach Gottes Willen nicht sein darf! Sind wir bereit, diese gänzlich irdische, „normale“ Realität der Kreuzigung Jesu wahrzunehmen?

Nur dann werden wir ein Gespür dafür bekommen, warum die Verkündigung des gekreuzigten Christus – wie Paulus sagt – „den Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Torheit ist, ein „skandalon“, ein Skandal für den gesunden Menschenverstand. Da macht man lieber Party. Und doch können wir nicht über Karfreitag hinweggehen und gleich Ostern zu feiern. Wenn wir über Leben reden wollen, über Leben vor dem Tod, über Leben nach dem Tod, dann kommen wir am Kreuz nicht vorbei. Dann kommen wir an unserem Leiden und dem Leiden anderer nicht vorbei.

Schauen wir aufs Kreuz – mit den sieben letzten Worten Jesu, von denen die vier Evangelisten auf je eigene Weise berichten. Sie überliefern letzte Worte, die Jesus am Kreuz gesprochen hat. In unserer christlichen Tradition sind diese Worte zum festen Begriff geworden: „Die sieben letzten Worte“. Das Johannesevangelium erzählt, wie die Mutter Jesu und der Jünger, den Jesus liebhatte, unter dem Kreuz stehen. Jesus sieht seine Mutter und bei ihr den Jünger. Er spricht zu ihr „Siehe, das ist dein Sohn!“ Und zu dem Jünger: „Siehe, das ist deine Mutter!“ (Johannes 19, 26 f).

Es gibt Fürsorge, Liebe, Verbindung und das Knüpfen neuer Beziehungen im Tod und über den Tod hinaus. Im Ende, im Tod ein neuer Anfang, eine neue Gemeinschaft. Denn Passion heißt Leiden und zugleich Leidenschaft. Jesus hängt am Kreuz und sorgt sich um die, die zurückbleiben. Damit gibt er den Auftrag, Verantwortung füreinander zu übernehmen, sorgsam miteinander umzugehen. Jesus ist offenbar nicht mit einem exklusiven Familienverständnis einverstanden, mit Clan-Denken, das andere ausschließt. Wer Leidenschaft fürs Leben in sich spürt, hat viele Möglichkeiten, Zusammensein zu gestalten.

Mütterlich und väterlich sein, wie eine Schwester, wie ein Bruder – das sind Verhaltensweisen, die uns alle offenstehen. Rollenklischees sind zu unserem eigenen Schaden und zu dem der Familie. Wer sich bedienen kann aus dem reichen Schatz der Möglichkeiten, lebt wie in einem Haus mit lichten Räumen, großen Fenstern. Die Passion Jesu für das Leben, selbst noch in seinen letzten Minuten zeigt: Wir sind nicht festgelegt. Wir können ausprobieren, was an Gutem in uns steckt, welche Entwicklung uns Gott sei Dank offensteht. Das lässt einen immer wieder neu hoffen – auch für unsere Familien, unsere Beziehungen.

Die Evangelisten Matthäus und Markus erzählen, wie Jesus am Kreuz um die neunte Stunde schrie. Jesus schreit die Worte des Psalms 22: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Ich schreie, doch meine Hilfe ist ferne.“ In seiner Todesstunde hat er erlitten, was Menschen erleiden. Und dennoch fragt er nach Gott. Warum hast Du mich verlassen? Die Beziehung zu Gott, zu sich selbst ist lebendig – auch im Tod. Trotzdem ist der Gottessohn Gott verlassen. Deswegen, weil der Gott des Jenseits in diesem Augenblick ganz im Diesseits aufgeht. Kein Glanz und Gloria mehr, kein Triumph. Gottesfinsternis.

Nichts und niemand mehr, der hört oder helfen kann – weil Gott selbst stirbt. Nur noch Abgrund. Nur noch Einsamkeit. Nur noch Schmerz. Nur noch Tod. Alles, worauf man vertraut hat, ist weg. Wovon man geglaubt hat: Das trägt mich auch in der schwersten Stunde, davon ist nichts zu spüren. Nur noch der Schrei ins Nichts, in die Leere: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Entblößt, schutzlos preisgegeben ist ein Mensch, jedem Angriff ausgesetzt. Wie in den schwärzesten Nächten, in denen man vor Angst nicht schlafen kann, scheint alles Helle von der Dunkelheit verschluckt. Nur Gott selbst ist anwesend.

Dietrich Bonhoeffer schreibt in seiner Psalmauslegung: „So schreit hier eine menschliche Seele, nicht nach einem irdischen Gut, sondern nach Gott. Ein Frommer, dem Gott ferne gerückt ist, verlangt nach dem Gott des Heils und der Gnade. Er kennt den Gott, zu dem er schreit. Er ist nicht der Sucher nach dem unbekanntem Gott, der nie etwas finden wird. Er hat Gottes Hilfe und Nähe einst erfahren. Darum braucht er nicht ins Leere zu rufen. Er ruft seinen Gott an. Wir können Gott nur recht suchen, wenn er sich uns schon offenbart hat, wenn wir schon einmal gefunden haben“.

Rechts und links von Jesus, so erzählt der Evangelist Lukas, wurden zwei Verbrecher gekreuzigt. Der eine lästert über Jesus: „Bist du nicht der Messias? Dann hilf dir selbst und uns!“ Er hat noch Kraft, zu spotten. Manchmal macht Leiden ja auch zynisch. Der andere antwortet: „He, fürchtest du dich nicht vor Gott? Wir zwei hängen hier zu Recht, weil wir den Tod verdient haben. Der da, Jesus, der hat aber nichts Unrechtes getan.“ Und dann wendet er sich zu Jesus und bittet: „Gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst“. Und Jesus spricht zu ihm das dritte der letzten sieben Worte:

„Wahrlich, ich sage dir: Heute wirst du mit mir im Paradies sein.“ Das entspricht dem, was Jesus sein ganzes Leben lang verkündigt und gelebt hat. Bei Gott ist es nie zu spät, umzukehren. Der im Dunkeln darf ins Licht kommen. Auch wenn man sich noch so sehr verrannt und Unrecht getan hat, selbst auf der letzten kleinen Spanne Leben, die noch bleibt, ist es nicht zu spät für Reue, Umkehr und für die Verheißung: „Heute wirst du mit

mir im Paradies sein.“ Jesus verspricht dem Verbrecher die Ewigkeit. Nicht einmal in seinen letzten Stunden verliert er die Empathie für andere, die Einsicht in das, was sie brauchen.

Gott hat keine Lust auf Rachefeldzüge gegen Verräter, Kriminelle und Lügner. Sie bekommen alle, wie wir auch, ihre Chance. Der eine zerbricht daran. Er geht aus diesem Leben ohne jede Vision, wie es mit ihm besser werden könnte. Der andere nutzt seine Chance in letzter Sekunde. Unfassbar. Ein Gott, der Gesellschaft von richtig erschreckenden Menschen sucht, um zu zeigen: Ich gebe niemanden auf. Da kann man was lernen. Was braucht der andere? Was brauchen die, die in meiner Familie leiden? Was brauchen die Flüchtlinge, die abgeschoben werden sollen? Leiden schreit nach Aufmerksamkeit, nach Konzentration.

Der Karfreitag ist ein notwendiger Tag. Der Kreuzestod Jesu ohne seine Auferstehung müsste als statistisch erfassbares Ereignis in einem Meer der Brutalität und Unmenschlichkeit begriffen werden. Und die Auferstehung Jesu ohne seinen Kreuzestod wäre keine Bekräftigung und Verewigung dessen, wofür Jesus eingetreten ist mit seinem Leben: Dass Gott nämlich bei seiner Suche nach den Menschen an keiner Grenze, keiner religiösen und keiner weltlichen Grenze haltmacht! Bis in die Finsternis, sogar bis in die Nacht des Todes hinein will Gott den Verlorenen nahe kommen mit seiner freiwillig ohnmächtigen Liebe!

„Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!“, ist das vierte Wort. „Denn sie wissen nicht, was sie tun“, so hieß der deutsche Titel des amerikanischen Films mit James Dean aus dem Jahr 1955. Im Film geht es um die verlorene unglückliche junge Generation der Halbstarren, die scheinbar grundlos gegen ihre Eltern, gegen die Gesellschaft, gegen alles rebellieren. Der Titel lässt offen, wer da eigentlich nicht weiß, was er tut: Die halbstarren Jugendlichen oder ihre verständnis- und hilflosen Eltern? Im Lukasevangelium spricht Jesus diesen Satz, als ihn die Soldaten auf der Schädelstätte Golgatha kreuzigen.

„Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Der ans Kreuz geschlagen wird, bittet um Vergebung für seine Peiniger. Das Opfer bittet für die Täter. Fürbitte an Gott für die Folterknechte, die damals wie heute ihr Tod bringendes Handwerk verrichten. Ich bin immer wieder erschüttert, befremdet und zugleich zutiefst bewegt, wenn ich von Christen

und Christinnen lese, die den Barbaren des IS vergeben – den Mord an Familienmitgliedern, die eigene Vergewaltigung, den Verkauf als Sklaven. Das ist eine menschliche Größe, ein tiefer Glaube, die kaum zu fassen sind.

Das Kreuz wird zum Zeichen für Vergebung, für Vergebung selbst für die, die eigentlich keine Vergebung verdient haben. „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Sie wissen nicht, was sie tun, sagt Jesus fürbittend. Und das im Angesicht des Volkes, das dabei steht und zuschaut – und einer Menge, die das Los über seine Kleider wirft und sich noch am Tod bereichert. Ganz zeitgenössische Beobachtungen: Nahezu besinnungslos wird auch bei uns geglaubt, sich zu Herren und Herrinnen von Leben und Tod, Gesundheit, Krankheit und Alter machen zu können.

Menschen ahnen gar nicht, was sie an Hölle lostreten, wenn sie Leben qualifizieren nach lebenswert oder nicht, nach wertvoll oder überflüssig kostenintensiv. Man gründet Sterbehilfeorganisationen, auch solche, die Geld mit dem Tod machen. Das Volk steht dabei und schaut zu – wenn Menschen verfolgt und gequält, gefoltert und getötet werden, wenn Kinder missbraucht, Frauen verkauft und ganze Völker vertrieben werden. Wir wissen nicht was wir tun, wenn wir wegsehen – wo wir doch hinschauen sollen auf dieses Kreuz, das uns an das Elend der Welt gemahnt und daran, dass wir gebraucht werden, um dagegen anzugehen.

Der Evangelist Johannes erzählt: „Danach, als Jesus wusste, dass schon alles vollbracht war, spricht er, damit die Schrift erfüllt würde: Mich dürstet.“ (Johannes 19, 28). Man ahnt die Haut, die vor Trockenheit herunterblättert wie weißer Putz. Die Lippen, grau und aufgeplatzt, leicht geöffnet nach oben gerichtet nach etwas, das den Brand und Durst löschen könnte. Nur ein Tropfen Wasser, um diese entsetzliche Dürre ein bisschen zu feuchten. Bei der Hospiz- und Palliativbetreuung ist es wichtig, immer darauf zu achten, dass der Mund des Sterbenden nicht austrocknet.

Auch wenn der Körper keine Flüssigkeit mehr aufnimmt, kann man mit einem getränkten Wattestäbchen den Mund feuchten und dem Sterbenden so Linderung verschaffen. Jesus, der von sich gesagt hat, dass er Wasser geben kann von der Quelle ewigen Lebens, so dass einen nie wieder dürstet – Jesus, der den Durst nach Leben so vieler Menschen stillen

konnte, ist am Ende angekommen und sagt: „Mich dürstet.“ Statt Wasser hält man Jesus höhnisch einen Schwamm mit Essig an den Mund. Dabei dürstet seine Seele wie im Psalm nach Gott, nach dem lebendigen Gott. Wann wird er dahin kommen, dass er Gottes Angesicht schaut?

Der Evangelist Johannes schreibt: „Als nun Jesus den Essig genommen hatte, sprach er: Es ist vollbracht! und neigte das Haupt und verschied.“ (Johannes 19, 30) Es ist vollbracht. Das Ende wird zum Ziel, zur Tür zu neuem Leben. Die Leidensgeschichte Jesu endet am Kreuz. Seine Leidenschaft für das Leben, für die Menschen, ist nicht umzubringen – sie bleibt in Ewigkeit. Passionszeit – Zeit der Leidenschaft fürs Leben. Gott hebt die Trennung zwischen sich und uns Menschen auf. Er überschreitet die Grenze zwischen Leben und Tod. In Jesus Christus am Kreuz ist Gott ganz bei uns.

Er teilt unser Leben. Er stirbt unseren Tod. Und er führt uns durch den Tod hindurch ins Leben. Liebe und Leben sind nicht tot zu kriegen. Karfreitag und Ostern sind die Vollendung von Weihnachten: Gott wird Mensch. Der große Gott wird für uns das kleine Kind in der Krippe. Der Allmächtige wird für uns der Ohnmächtige am Kreuz. Der Ewige wird für uns zum Auferstandenen, zum ersten neuen Menschen, über den der Tod keine Gewalt mehr hat.

Der Erzvater Jakob träumte an einem Schlafplatz noch von Engeln, die auf einer Leiter den Himmel hinauf und wieder zur Erde hinabsteigen. Er errichtet Beth-El, ein Haus Gottes an dieser Stelle: Menschliche Statik am Ort himmlischer Dynamik. In den Passionsgeschichten ist es der Mensch gewordenen Gott selbst, der sich entäußert, auf transzendente Jenseitigkeit verzichtet, sich mitten in diese Welt hinein begibt und sich seinen Menschen zur Seite gesellt – mit dem vollen Risiko, das es bedeutet, bedingungslos zu lieben und sich ganz und gar hinzugeben.

Dafür ist Jesus „hinabgestiegen in das Reich des Todes“, wie wir im Glaubensbekenntnis sagen. Früher wurde viel drastischer davon gesprochen, Jesus sei „niedergefahren zur Hölle“. Ja: Es ist wirklich die Hölle, aus der heraus der Gekreuzigte aufersteht, die Hölle unserer Welt. Die Hölle der Bomben und der verbrannten Kinder, die Hölle der Folterer, die Hölle aber auch aller unserer Gemeinheiten, wenn wir Menschen ihrem Schicksal

überlassen und uns um ihr Leiden nicht bekümmern. In diese Hölle steigt Jesus hinab, aus dieser Hölle kommt er zurück, damit ihre Macht gebrochen wird durch die entwaffnende Wahrheit Gottes.

Der Evangelist Lukas schreibt vom Tod Jesu: „Und Jesus rief laut: Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände! Und als er das gesagt hatte, verschied er.“ (Lukas 23, 46) Freundlich, kindlich vertrauensvoll. Was immer geschieht, welches Grauen auf mich wartet, in welche Dunkelheit ich gehen muss, ich weiß mich von deinen Händen gehalten, getragen, geleitet. Von guten Mächten wunderbar geborgen, egal was kommen mag. Nicht einmal der Tod kann mich schrecken. Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände. Gott ist sich selbst am Kreuz ganz nahe.

Und stirbt. Das ist unhintergehbare Wahrheit. Der Prophet Simeon schon hatte das Jesuskind in seinen Armen gewiegt. Und zu Maria, der Mutter des Herrn gesagt: „Siehe, ... er wird ein Zeichen sein, dem widersprochen wird. Dadurch sollen vieler Herzen Gedanken offenbar werden. Und auch durch deine Seele wird ein Schwert dringen“ (Lk 2, 28.34). Nicht einmal Gott selbst, bleibt verschont vom Widerspruch, von Sterben und Tod. Gott setzt sich den schlimmsten Erfahrungen aus, die Menschen machen können. Er tut es, um uns im Schmerz ganz nahe zu sein – dann, wenn durch unsere Seele ein Schwert dringt.

Auf Leid gibt es nur eine verzweifelt-zuversichtliche Antwort: Gott verlässt uns nicht. Auch nicht in den tiefsten Abgründen, in die wir fallen. Nicht in den dunkelsten Tälern, durch die wir müssen. „Ich will dich trösten wie einen seine Mutter tröstet“ – die Wahrheit auch dieser göttlichen Zusage erweist sich in dem, was Menschen für andere liebevoll-fürsorglich tun. Sie erweist sich in der Kraft, die einem zuwächst, wenn man sie nicht mehr erwartet und auch nicht aus sich selbst nehmen kann. Gott ist bei uns, weil er als wahrer Mensch weiß, was Leiden ist - und als wahrer Gott das Leiden in ewige Geborgenheit aufhebt.

Dostojewski hat in seinen „Aufzeichnungen aus dem Untergrund“ Leiden in seiner vielfachen Gestalt als „einzige Ursache der Erkenntnis bezeichnet“. Ob der Satz in dieser Absolutheit stimmt? Sicher aber wird niemand dadurch weiser, dass er oder sie die Karfreitage dieser Welt wegfeiern möchte. Es gibt auf Dauer keine Wahl zwischen Leiden

und Nicht-Leiden. Es gibt nur die Wahl eines unterschiedlichen Umgangs damit. Apathische A-Sozialität ist die eine Möglichkeit. Eine menschenfreundliche, geistreiche und gefühlsstarke Existenz voller Lebens- und Liebesfähigkeit die andere.

Amen